

Konvergenz und regulative Funktion: Parfit über moralischen Fortschritt¹

DAVID ROTH-ISIGKEIT, FRANKFURT A.M.

Zusammenfassung: Dieser Beitrag widmet sich der Hauptthese in Derek Parfits *On What Matters*, dass kantianische, konsequentialistische und kontraktualistische Theorien in der Moralphilosophie richtig verstanden zu gleichen Ergebnissen bei der Beurteilung moralischer Fragen gelangen. Anhand einer Diskussion von Parfits Reformulierung des kontraktualistischen Arguments wird gezeigt, dass die Akzeptanz dieser These entscheidend von einer Akzeptanz des Parfit'schen Grundbegriffs abhängt. Während es *On What Matters* nicht gelingen wird, diejenigen zu überzeugen, die Parfits objektiv-wertbasierte Grundetheorie nicht teilen, verweist selbst eine schwache Version der Konvergenzthese auf eine weitere wichtige Funktion des Moraldiskurses. Die von Parfit vorgestellte Objektivität und Einheit können dabei als notwendige Elemente eines systematischen Moraldiskurses auftreten, der eine kontinuierliche Auseinandersetzung über universelle Normgehalte zum Inhalt hat.

Schlüsselwörter: Konvergenzthese, Derek Parfit, objektiv-wertbasierte Grundetheorie

1 Der Autor dankt Achim Vesper, Martin Sticker und den anonymen Gutachtern für hilfreiche Kommentare zu einer früheren Version dieses Beitrags.

If we and others hold conflicting views, and we have no reason to believe that we are the people who are more likely to be right, that should at least make us doubt our view. It may also give us reasons to doubt that any of us could be right.

It has been widely believed that there are such deep disagreements between Kantians, Contractualists, and Consequentialists. That, I have argued, is not true. These people are climbing the same mountain on different sides.

(OWM1, 418–419)

Welche Rolle spielt die Objektivität von moralischen Aussagen im moralischen Diskurs? Können nur objektive Aussagen den bindenden Charakter unserer Rechte und Verpflichtungen begründen? Fällt die philosophische Ethik ohne Bezug auf Wahrheit wie ein Kartenhaus zusammen? Hängt an der Behauptung, dass Gründe nicht lediglich Ausdruck unserer gegenwärtigen internen Dispositionen sind, sondern in der Ewigkeit der Menschheitsgeschichte tief verwurzelt sind, so viel, dass ihre Ablehnung ganze Bibliotheken philosophischer Auseinandersetzung Makulatur werden lassen könnte? Seit Sidgwick's *Methods of Ethics* ist wohl kein Werk in der Ethik von vornherein so viele fundamentale Fragen offen angegangen wie Derek Parfit's *On What Matters*, dessen Pathos sich an sein großes Vorbild anlehnt.

Die These, die Parfit zu begründen sucht, ist sein Lebensprojekt: Die Vereinigung vorgeblich fragmentierter Strömungen in der Moralphilosophie – des Kantianismus, des Kontraktualismus und des Konsequentialismus –, um der Disziplin ihren Fortschrittsglauben zurückzugeben. Übereinstimmung in moralischen Fragen ist möglich. Im Grunde, so Parfit's berühmte Paraphrase, erklimmen diese Ansätze denselben Berg von

unterschiedlichen Seiten. Der Inhalt des *Was sollen wir tun?* ist nach Parfit am Gipfel gleich.

Der philosophische Einsatz Parfits lässt sich nicht weiter erhöhen: Nach Parfit steht der Sinn ethischer Theorie auf dem Spiel, wenn wir bezweifeln, dass Übereinstimmung in moralischen Fragen möglich ist, und wenn moralischen Propositionen kein subjektunabhängiger Wahrheitswert zukommen kann. Dieser Beitrag nimmt *On What Matters* zum Anlass, sich diesen Problemen zu nähern und tastet sich an Parfits Argumentation heran, um letztlich eine Modifikation vorzuschlagen, die die Frage etwas entschärfen soll. Während sich der Beitrag gegenüber Parfits ursprünglicher These, dass alle drei großen Strömungen der Moralphilosophie den gleichen Berg von unterschiedlichen Seiten erklimmen, skeptisch zeigt, versucht er einen möglichen Ausweg aufzuzeigen: Objektivität und mögliche Übereinstimmung mag eine vorgestellte Diskursbedingung sein, um dem moralischen Diskurs Sinn zu geben, sie ist aber keine *epistemische* Notwendigkeit. Diese Modifikation deutet Parfits Konvergenzthese in eine etwas schwächere Form um, kann jedoch mit den Einwänden internalistischer Gründetheorien besser umgehen.

I. Parfit und die Konvergenzthese

Zunächst sollen der Fokus und der Aufbau des Beitrags zugänglich gemacht werden. (I.) Es geht hier insbesondere darum, zu unterstreichen, welche Funktion die Konvergenzthese im moralphilosophischen Diskurs haben kann und nach Ansicht verschiedener Autoren haben soll. Während nach Parfits Ansicht die Konvergenzthese halten *muss*, soll es überhaupt moralische Verpflichtungen in einem starken Sinne geben, so *darf* nach anderer Ansicht die Konvergenzthese nicht zutreffen, wenn die

Moral ihre moderierende Funktion behalten soll. Nach beiden Ansichten geht es in der Diskussion um die Konvergenzthese bereits um sehr wichtige Aspekte – die Existenz und Wirkweise moralischer Verpflichtung.

In einem zweiten Schritt betrachtet dieser erste Abschnitt Parfits Behauptung, das Scheitern der Konvergenzthese habe ein Ende des moralphilosophischen Projektes zur Folge, und versucht ihre zu Grunde liegenden Prämissen herauszuarbeiten. Dabei wird deutlich, dass Parfit davon ausgeht, dass der moralphilosophische Diskurs nur dann Aussagen mit Wahrheitswert treffen kann, wenn er mit einer objektiven, wertbasierten Sicht von Gründen arbeitet. Die starke Lesart von Parfits Konvergenzthese, die er in *On What Matters* vorschlägt, lautet daher: Ausgehend von einer objektiven, wertbasierten Gründetheorie sind die wesentlichen Strömungen der Moralphilosophie – Kontraktualismus, Kantianismus, Konsequentialismus – konvergent. Dies kann, so wie im zweiten Hauptteil gezeigt wird, durch Parfits Rekonstruktion der jeweils „besten“ Version dieser drei Ansätze belegt werden. (II.) Ob diese starke Lesart Erfolg hat, wird daher im Wesentlichen davon abhängen, ob man die vorausgesetzte Gründetheorie in der von Parfit vertretenen Version akzeptiert.

Der dritte Abschnitt führt das kritische Argument dieses Beitrags ein. (III.) Parfits Gründetheorie ist das am schwächsten entwickelte Glied der Konvergenzthese. Hier plädiert Parfit nicht für eine alles umfassende Auflösung, sondern lediglich für eine Ablehnung des Gründesubjektivismus oder -internalismus. Wie dort ausführlich dargelegt wird, trägt Parfit jedoch keine ausreichenden Gründe vor, warum sein Gründeobjektivismus einer internalistischen oder subjektivistischen Sicht zwingend überlegen ist. Ob man Parfits Theorie für überzeugend hält, wird damit maßgeblich davon abhängen, ob man seinen Begriff

des Grundes teilt. Die Struktur von Parfits Argumentation, so wird im dritten Abschnitt gezeigt, weist jedoch darauf hin, dass Objektivismus und Subjektivismus unterschiedliche begriffliche (fast axiomatische) Anfangspunkte darstellen, die sich in dem von Parfit gewählten Rahmen nicht auflösen lassen. Durch diese Stellung in Parfits Theorie besteht zwischen ihnen Unvereinbarkeit. Das konstruktive Element dieses Beitrags liegt darin, eine schwächere Lesart der Konvergenzthese vorzuschlagen, die diese Unvereinbarkeit hinsichtlich objektiver und subjektiver Grundetheorien in ihren Aufbau mit einbeziehen kann.

1. Parfits Projekt

Für eine plausible Interpretation der Stoßrichtung von Parfits Werk sind einige biographische Hinweise hilfreich. *On What Matters*, so wird früh deutlich, ist kein lediglich wissenschaftliches Projekt. Die Konvergenzthese ist Parfits Lebenswerk, so dass Parfit mehrfach betont, sein Leben sei verschwendet gewesen, wenn sie nicht zuträfe. Für sie hat sich Parfit jahrzehntelang hinter den Mauern des *All Souls* in Oxford verbarrikadiert. Unabhängig davon, ob man diesen Rückzug als Widmung oder als Wahnsinn deutet: *On What Matters* ist ein Buch, das vom Nimbus seines Autors lebt.

Um die Konvergenzthese zu verstehen, ist es erforderlich, Parfit und seine Sicht auf ethische Theorie zu begreifen. Parfits gefeiertes Werk *Reasons and Persons*, das seine wissenschaftliche Reputation begründete, gibt in seinem letzten Absatz einen wichtigen Hinweis zu diesem Unterfangen. Dort schreibt Parfit:

Belief in God, or in many gods, prevented the free development of moral reasoning. Disbelief in God, openly admitted by a majority, is a recent event, not yet completed. Because this event is so recent, Non-Religious Ethics

is at a very early stage. We cannot yet predict whether, as in Mathematics, we will all reach agreement. Since we cannot know how Ethics will develop, it is not irrational to have high hopes. (Parfit 1984, 454)

Die wissenschaftliche Ethik ist nach Parfit ein Fortschrittsprojekt. Dieses Fortschrittsprojekt bringt unsere Auffassungen über Gründe, Werte und Moral in ein kohärentes System. Durch ein besseres Verständnis der einzelnen Teilgebiete und ihren Zusammenhang können wir uns unseren wahren Rechten und Pflichten nähern. In dieser Systematisierung liegt die Bedeutung der Bandbreite von Parfits Werk. Sie kann nicht erfolgen, solange nur Bücher über kleine Teilgebiete des Systems geschrieben werden. Diese können zwar eine Bedeutung innerhalb dogmatischer Diskussionen besitzen, sie verfehlen aber die große Dimension des *Zusammenhangs* moralischer Verpflichtungen aus Gründen und Werten gleichermaßen.

Diese systematische Erschließung der Ethik ist, so Parfits Bezug zu Sidgwick's *Methods of Ethics*, ein Projekt, das aus der moralischen Intuition entspringt. Um ein kohärentes System der Ethik wissenschaftlich zu konstruieren oder tatsächlich zu erkennen, haben wir keine andere Möglichkeit, als uns auf unsere Intuition zu verlassen. Parfit behauptet: „We have *intuitive* abilities to respond to reasons and to recognize some normative truths.“ (OWM2, 544) Auf dieser intuitiven Erkenntnis muss also die wissenschaftliche Ethik beruhen.

Tiefe und fundamentale Uneinigkeit hinsichtlich moralischer Verpflichtungen gefährdet dieses Projekt. Wenn sich die moralische Intuition verschiedener Menschen unterscheidet, lässt sich aus dieser Intuition kein System ableiten, das moralische Verpflichtungen mit subjektunabhängigem Wahrheitswert begründet. Dies wird insbesondere deutlich, wenn Parfit auf die Einwände von Susan Wolf reagiert. Er argumentiert:

If there is no single supreme principle, that, I agree, would not be a tragedy. But it would be a tragedy if there was no single true morality. And conflicting moralities could not all be true. In trying to combine these different kinds of moral theory, my main aim was not to find a supreme principle, but to find out whether we can resolve some deep disagreements. As Wolf claims, it would not matter greatly if morality turned out to be less unified, because there are several true principles, which cannot be subsumed under any single higher principle. But if we cannot resolve our disagreements, that would give us reasons to doubt that there are any true principles. There might be nothing that morality turns out to be, since morality might be an illusion. (OWM2, 155)

Aus dieser Erwägung erklärt sich die Konvergenzthese bei Parfit. Wenn es nicht gelingt zu zeigen, dass die großen Ansätze in der Moralphilosophie zu letztlich konvergenten Annahmen gelangen, dann ist die wissenschaftliche Ethik als Fortschrittsprojekt gescheitert. Der Sinn ethischer Theorie hängt damit nach Parfit ganz wesentlich von der Möglichkeit ab, sich zu einigen. Falls sich die intuitive Einsicht in normative Wahrheiten nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen lässt, dann dürfte es nach Parfit gar keine moralischen Verpflichtungen mit Wahrheitswert geben.

Die Konvergenzthese ist damit auch keine Vereinigungsschrift. Sie ist eine Verteidigungsschrift des ethischen Projektes. Dies wird auch in der Struktur und im etwas gewöhnungsbedürftigen Aufbau des Buches deutlich. Über viele hundert Seiten hinweg werden Einwände über Einwände diskutiert und bis auf die Begründung des Intuitionismus, der menschlichen Fähigkeit intuitive Einsicht in bestimmte normative Tatsachen zu haben, hat das Buch einen überraschend geringen positiven Gehalt. Parfit verteidigt in *On What Matters* also die Wahrheit

und Einheit moralischer Verpflichtung, die er als eine Grundbedingung des Moraldiskurses versteht.

Aus den gleichen Gründen sind andere der Meinung, dass die Konvergenzthese nicht zutreffen *darf*. Aus einer Perspektive, die Pluralismus statt Einheit betont, ist die Behauptung der Konvergenz moralischer Verpflichtung nicht nur falsch, sondern auch gefährlich. Mangelnde Übereinstimmung hinsichtlich des Inhalts unserer Rechte und Pflichten ist nach dieser Ansicht kein Scheitern, sondern Ausdruck eines gesunden Pluralismus. Simon Blackburn argumentiert in einer Rezension für die *Financial Times*, dass Parfits Rationalismus für eine Einheit der Ethik dem politischen Dezisionismus Tür und Tor öffnet:

Rationalism more readily consorts with absolutism, with untroubled conviction that our own moral views are uniquely correct, so that other cultures that do not share them are defective, sunk in unreason, irrational and, perhaps after all, best governed by us. It is the view of a mandarin class and, in international politics, a colonial and imperial view. Its particular horror is the 'relativism' that it associates with the alternative: the idea that our morality is just the haphazard creature of our particular culture, upbringing, emotional make-up, or prejudice. (Blackburn 2011)

Der Vorwurf, den Blackburn Parfit hier macht, ist gravierend. Seiner Auffassung zufolge führt die Behauptung eines einzigen Prinzips moralischer Verantwortung zu einer monologischen Struktur der Handlungsrechtfertigung, die in letzter Konsequenz zu einer Durchsetzung der Moralauffassungen des Mächtigeren beiträgt. Gerade weil der Pluralismus in der Moralphilosophie sich den eigenen Auffassungen über richtig und falsch immer mit einem gesunden Skeptizismus nähert, der die eige-

nen Ansichten mit gleichem Recht in Frage stellt wie die des anderen, trägt er zu mehr Reflexivität moralischen Urteilens bei.

Often the messy pluralities of conflicting moral demands – one might have said, the conflicting demands on human life itself – are part of the cause. But none of that implies that ‘anything goes’. (Blackburn 2011)

Beide Ansichten stehen sich hier diametral gegenüber. Auf der einen Seite steht Parfits Argument der Notwendigkeit *einer* systematisch erfassbaren, einheitlichen Moral, auf der anderen Seite Blackburns Anerkennung ethischer Differenz und ihrer Grenzen als Aufgabe der Moralphilosophie. Nach Parfits These verliert der Moraldiskurs ohne vorgestellte Objektivität seinen Sinn, nach Blackburn gewinnt er erst durch Differenz an Bedeutung. Der nächste Abschnitt widmet sich Argumenten, die für und gegen die jeweiligen Ansichten sprechen.

2. Objektivität und Möglichkeit

Für Parfit ist die Wahrheit und Objektivität moralischer Verpflichtung notwendige Bedingung, um einen Skeptizismus im starken Sinne abzuwehren. „But if we cannot resolve our disagreements, that would give us reasons to doubt that there are *any* true principles. There might be nothing that morality *turns out to be*, since morality might be an illusion.“ (OWM2, 155) Parfit behauptet, dass die Existenz einer richtigen Antwort auf moralische Fragen Vorbedingung für moralische *Verpflichtungen* ist. Blackburn bestreitet dies unter Verweis auf den Inhalt konkurrierender Moraltheorien, von denen keine behauptet: „anything goes.“ (Blackburn 2011)

Parfit würde jedoch den verpflichtenden Charakter dieser Theorien in Frage stellen. Wenn diese jeweils nur einen kulturell

und geschichtlich geprägten Ausschnitt zeigen, mit welchem Recht könnten wir behaupten, dass unsere moralischen Vorstellungen etwa denen der Kolonialzeit überlegen sind? Wie könnte man vor diesem Hintergrund noch moralische Verantwortung im starken Sinne aufrechterhalten?

Der Gegensatz zwischen beiden Ansichten ist jedoch auf den zweiten Blick nicht so zwingend. Wenn man – wie im ersten Teil des Beitrags vorgeschlagen – die Geltungsbedingungen des moralischen Diskurses mit in die Problemstellung einbezieht, ergibt sich eine vermittelnde Sichtweise. Diese beschreibt die von Parfit geforderte Objektivität auf einer anderen, nichtepistemischen Ebene. Objektivität und Einheit bilden dabei notwendige Elemente eines systematischen Moraldiskurses, der eine kontinuierliche Auseinandersetzung über universelle Normgehalte zum Inhalt hat. Die von Parfit eingeführte Systematik und Universalität strukturiert den Diskurs über unsere moralischen Pflichten, indem sie eine stets präsente Teilung der Perspektiven beinhaltet. Auf der einen Seite ist der Diskurs stets partikular an bestimmte Diskursvoraussetzungen geknüpft. Auf der anderen Seite sind Universalisierung und mögliche Einigung ein notwendig mitgedachtes Ziel.

Dahinter verbirgt sich ein Argument für eine schwache Ansicht der Konvergenzthese, die für unsere Reflexion über moralische Verpflichtung sehr hilfreich sein kann. Die Möglichkeit der Wahrheit moralischer Urteile erlaubt das Projekt der Systematisierung der Ethik und gibt ihm die Richtung vor. Hier tritt die regulative Funktion der Konvergenz als notwendig mitzudenkende Perspektive auf, wenn wir unsere eigene Akteurseigenschaft in einer kausal geschlossenen Welt verstehen wollen.

Wie verhält sich diese Perspektive zu Parfits Projekt? Die Konvergenzthese als Verteidigungsprojekt der *Möglichkeit* von Übereinstimmung in Fragen moralischer Verpflichtung behält

ihren Sinn innerhalb der mitzudenkenden regulativen Funktion. Ein entsprechender Gegenbeweis der *Unmöglichkeit* der Übereinstimmung verunmöglicht auch die schwache Interpretation der Konvergenzthese und verweist auf moralische Fragmentierung. Zunächst jedoch vereinfacht diese Modifikation das von Parfit angestrebte Verteidigungsprojekt, weil sie die Beweislast von Parfits intuitionistischer Gründetheorie nimmt.

3. *Aufbau der Argumentation*

Die dieser anfänglichen Rekonstruktion der These folgende Beweisführung hat zwei Schritte. Dieser Beitrag nähert sich der Konvergenzthese methodisch. Um die Verträglichkeit der Modifikation mit Parfits Werk zu zeigen, ist es zunächst erforderlich nachzuzeichnen, wie Parfit zu seiner Konvergenzthese gelangt. Exemplarisch wird Parfits Technik anhand von Scanlons Kontraktualismus betrachtet. Dabei wird deutlich werden, dass Parfit die jeweiligen Positionen des Kontraktualismus, Kantianismus und Konsequentialismus durch die Verwendung einer objektiven, wertbasierten Ansicht von Gründen in eine vorgeblich *bessere* Version umformuliert. Diese Rekonstruktion zeigt ebenfalls, dass Parfits Konvergenzthese in einem starken Sinne von seiner Gründetheorie abhängt.

In einem zweiten Beweisschritt wird dann aufgezeigt, dass die intuitionistisch-objektivistische Gründetheorie das eigentliche Schwachstück eines derartigen ethischen Großentwurfes darstellt. Auf der einen Seite erscheint es plausibel, die Möglichkeit intuitiver Einsicht in normative Wahrheiten anzunehmen. Auf der anderen Seite erscheint die These problematisch, dass aus intuitiver Einsicht stets moralische Verpflichtungen folgen. Die starke, von Parfit vertretene Version der Konvergenzthese verlässt sich auf die letztere Variante.

Eine schwächere Version der Konvergenzthese kann dieses Problem umgehen. Sie verzichtet auf die starke Version des Parfit'schen Intuitionismus und schlägt stattdessen eine Unvereinbarkeit verschiedener Gründetheorien als Pole moralischen Diskurses vor. Dabei ergibt sich eine These, die die regulative Funktion der Konvergenz in den Vordergrund stellt. Innerhalb einer jedenfalls für möglich gehaltenen Universalität als Grundvoraussetzung des moralischen Diskurses kann die Konvergenzthese für eine hilfreiche Strukturierung sorgen.

II. Ein anderer Kontraktualismus

In diesem zweiten Abschnitt wird zunächst Parfits Methodik rekonstruiert, mit der er zur Konvergenzthese gelangt. Parfit reformuliert die jeweiligen Ansätze in der Moralphilosophie mit Hilfe einer objektiv-wertbasierten Gründetheorie. Diese Modifikation ermöglicht es erst, dass sich in Bezug auf wesentliche Aussagen der drei Theorien Konvergenz ergibt. So nimmt Parfit im Laufe der Diskussion von Scanlons *What We Owe To Each Other* einige entscheidende Modifikationen an Scanlons eigener Position vor, die es erst ermöglichen, den Kontraktualismus als Steighilfe für Parfits Bergtour zu verwenden.

Zur Veranschaulichung dieser These wird zunächst kurz die Struktur von Scanlons Kontraktualismus dargestellt. Anschließend werden zwei für Scanlon zentrale Beschränkungen für Gründe moralischer Argumentationen erläutert. Der Aufsatz wendet sich dann Parfits Modifikation von Scanlon zu – und seinem Vorschlag, auf beide Beschränkungen für Gründe zu verzichten. Diese Modifikationen, so wird abschließend argumentiert, verändern den Sinngehalt von Scanlons Kontraktualismus in einer von Parfit bevorzugten Weise. Dabei geht es in der folgenden ausführlichen Diskussion von Parfits Scanlon-In-

terpretation darum, zu zeigen, dass Parfits ursprüngliche These scheitert, aber dennoch durch eine modifizierte Lesart in einer schwächeren Version zu verteidigen ist.

1. Scanlons kontraktualistische Formel

Die Struktur von Scanlons Kontraktualismus beruht auf der Idee gegenseitiger Rechtfertigbarkeit moralischer Prinzipien durch Gründe. (Stratton-Lake 2004, 12–. Siehe auch Parfit 2004.) Die zentrale These Scanlons ist, dass unser Denken über richtig und falsch durch die Suche nach Prinzipien strukturiert ist, die niemand vernünftigerweise zurückweisen könnte. Dadurch ergibt sich Scanlons kontraktualistische Formel:

According to contractualism, when we address our minds to a question of right and wrong, what we are trying to decide is, first and foremost, whether certain principles are ones that no one, if suitably motivated, could reasonably reject. (Scanlon 1999, 189)

Der Begriff des vernünftigen Zurückweisens unterscheidet sich dabei vom Begriff des rationalen Zurückweisens eines Prinzips. Vernünftig in Scanlons Sinne bedeutet im Gegensatz zu rational das Einbeziehen von Interessen anderer. Es ist damit ein Urteil mit moralischem Gehalt, etwas als vernünftig zu bezeichnen. (Scanlon 1999, 194) Um zu überprüfen, ob es falsch ist, in Situation S Handlung H auszuführen, und damit ein Prinzip zurückzuweisen, das es erlaubt, in Situationen wie S Handlungen wie H auszuführen, müssen wir uns einen Überblick verschaffen, welche Bürde wir anderen auferlegen, wenn es erlaubt wäre, H zu tun. Gleichzeitig müssen wir versuchen zu verstehen, welche Bürde wir wiederum anderen auferlegen, wenn es verboten wäre, H zu tun. Diese Bürden müssen nach Scanlons kontraktualistischer Methode nun gegeneinander abgewogen werden.

Die zentrale Frage von Scanlons kontraktualistischer Methode zur Begründung moralischer Prinzipien ist daher, aus welchen Gründen und von wem moralische Prinzipien vernünftigerweise zurückgewiesen werden können. Moralische Prinzipien, so wie Scanlon sie versteht, sind allgemeine Schlussfolgerungen über den Status bestimmter Erwägungen als Handlungsgründe. Prinzipien können manche Handlungen verbieten, indem sie die Handlungsgründe, auf denen sie basieren, verurteilen, sie lassen aber einen großen Raum für Interpretationen offen. (Scanlon, 1999, 199)

Scanlons Kontraktualismus verlässt sich also zu einem großen Teil auf Gründe, die sich nicht nur aus konkreten Situationen ergeben, sondern verallgemeinerbar sind. Diese verallgemeinerbaren Gründe nennt Scanlon generische Gründe. Generische Gründe sind solche Gründe, die Menschen in einer Situation haben, die in allgemeinen Begriffen charakterisiert ist, wenn wir ihre Ziele und Möglichkeiten in Betracht ziehen. Daraus wird sich ergeben, dass nicht jeder gleichermaßen von einem Prinzip in der gleichen Weise betroffen ist, und Prinzipien nicht lediglich die Gründe der Mehrheit abdecken. (Scanlon 1999, 205) Um Prinzipien nach der kontraktualistischen Formel zu bestimmen, müssen wir die generischen Handlungsgründe der individuellen Akteure in spezifischen Situationen bestimmen und anhand der Verteilung der Bürden aufgrund von Handlungen, die auf diesen Handlungsgründen beruhen, entscheiden, ob ein Prinzip, das Handlungen wie H in Situationen wie S erlaubt, vernünftig zurückzuweisen wäre.

Die entscheidende Frage des Kontraktualismus richtet sich daher auf die Bewertung miteinander in Konflikt stehender Gründe. Diejenigen, die von einem Prinzip besonders stark profitieren, könnten besonders starke generische Gründe haben, alternative Prinzipien zurückzuweisen, während andere, die

durch das Prinzip beschränkt werden, generische Gründe haben könnten, die gegen dieses Prinzip und für Prinzipien geringerer Beschränkung sprechen. Der Kontraktualismus Scanlons versetzt sich in verschiedene Standpunkte und versucht herauszufinden, welches Prinzip von allen Positionen gleichermaßen nicht vernünftig zurückzuweisen ist.

2. *Impersonale und nichtindividuelle Gründe für die Zurückweisung von Prinzipien*

Damit ein Prinzip vernünftigerweise zurückgewiesen werden kann, so die vorangegangene Überlegung, muss es einen bestimmten Standpunkt geben, von dem die generischen Gründe gegen das Prinzip stark genug sind. Diese Standpunkte, so führt Scanlon aus, müssen stets Gründe implizieren, die mit der spezifischen Situation von Individuen zu tun haben. Personale Gründe können zwar unabhängig von einzelnen Personen sein, nicht jedoch unabhängig von Personen überhaupt. Im Gegensatz dazu sind impersonale Gründe nicht Teil dieses begrenzten Teils der Moral zwischen Personen. Die impersonale Beschränkung lautet daher:

Impersonal reasons (reasons that are not tied to the well-being, claims or status of individuals in any particular position) do not, themselves, provide grounds for reasonably rejecting a principle. (Scanlon 1999, 219–220)

Diese Beschränkung schließt etwa die personenunabhängige Wertschätzung von Objekten aus. Der Einfluss von impersonalen Werten wird über individuelle Standpunkte in unser Denken über richtig und falsch inkorporiert. Das Bedürfnis des Einzelnen, sein Leben in einer Weise zu leben, die die Bedeutung von Objekten miteinschließt, kann also auch generischer Grund sein.

Dass es stets um Gründe von Individuen geht, kommt auch in der zweiten Beschränkung zum Ausdruck. Nach Scanlon hängt die Rechtfertigung eines kontraktualistisch begründeten Prinzips lediglich von *individuellen* Gründen ab, das heißt Gründen, die verschiedene Individuen gegen ein Prinzip ins Feld führen können. Die individualistische Beschränkung von Scanlons Kontraktualismus lautet:

[T]he justifiability of a moral principle depends only on various individuals' reasons for objecting to that principle and alternatives to it. (Scanlon 1999, 229)

Damit stärkt Scanlons Kontraktualismus das Element der Rechtfertigbarkeit gegenüber jeder einzelnen Person im Gegensatz zum Utilitarismus. Da wir mit Scanlon fragen, welches Prinzip niemand vernünftigerweise zurückweisen könnte, müssen wir auch die Standpunkte aller Individuen danach befragen, ob es Gründe vernünftiger Zurückweisung gibt.

Scanlon diskutiert die individualistische Beschränkung unter der Überschrift der Aggregation moralischer Ansprüche. (Scanlon 1999, 229) Das Hauptproblem der Aggregation besteht darin, inwieweit die Zahl der von einer Bürde Betroffenen zählt, wenn es um die Zurückweisung von Prinzipien geht. Durch die individualistische Beschränkung entgeht Scanlon einem Problem des Utilitarismus. Wenn durch das Auferlegen einer großen Bürde auf einen einzelnen Menschen eine sehr große Menge an Menschen einen kleinen Zugewinn an Wohlbefinden hat, dann ist es utilitaristisch geboten, die große Bürde dem Einzelnen aufzuerlegen. Dadurch, dass wir im Kontraktualismus lediglich die stärksten gegeneinanderstehenden Gründe miteinander vergleichen, das heißt nur solche Gründe, aus denen ein Prinzip vernünftigerweise zurückzuweisen ist, entgehen wir diesem Problem.

3. Parfits Modifikationen

Parfit argumentiert, dass die beiden Beschränkungen das kontraktualistische Argument schwächen. Statt den Blick auf die komplexe gesamtgesellschaftliche Verteilung der Bürden bei der Zurückweisung von moralischen Prinzipien zu richten, verengen die Beschränkungen unnötig die Perspektive auf einige Individuen. Nach Parfit ist dieser weite, von der einzelnen Situation abstrahierende Blick insbesondere deshalb geboten, weil sonst die Komplexität der Folgen einzelner moralischer Entscheidungen aus dem Fokus gerät. Insbesondere wenn sich Situationen häufig wiederholten, könne ein Blick auf die gesamtgesellschaftliche Verteilung der Bürden erforderlich sein, um beurteilen zu können, welche Prinzipien vernünftig zurückzuweisen sind. (OWM 2, 196; Scanlon 1999, 225) Parfits Kritik wirft dabei einen problematischen Aspekt der kontraktualistischen Formel auf: Es scheint nicht plausibel zu sein, dass die Zahl der Betroffenen das entscheidende Element einer moralischen Entscheidung ist, es ist aber genauso wenig plausibel, dass die Menge der Betroffenen bei moralischen Entscheidungen überhaupt keine Rolle spielt. (Scanlon, 1999, 230)

Nach Parfits Auffassung versagt Scanlons Theorie auch bei Fällen der Abwägung besonders großer Bürden, die über solche Opfer hinausgehen, die vom Einzelnen vernünftigerweise zu erwarten wären. Scanlons Kontraktualismus erlaubt es nicht, auf Überzeugungen, welche Akte als solche verboten sind, also deontische Gründe, zu rekurren. Die impersonale Beschränkung besagt, dass wir ein Prinzip nicht zurückweisen können, weil wir glauben, ein bestimmtes Resultat sei unabhängig von den Sichtweisen von Personen gut oder schlecht.²

2 Der Verzicht auf deontische Gründe in Scanlons Theorie führt nach Parfit dazu, dass etwa die erzwungene Organspende zu rechtfertigen

Diese Einwände kritisieren Scanlon auf eine überraschend reduktionistische Weise. Sowohl bei sich wiederholenden Situationen als auch bei der Abwägung besonders großer Bürden bietet der Kontraktualismus eine einfache Lösung. Denn man könnte bei der Frage der vernünftigen Zurückweisung stets die Auswirkungen auf die Akzeptanz eines allgemeinen Prinzips mit einbeziehen. Hier würde dann die Auswirkung auf alle Betroffenen als Grund für die Zurückweisung gelten können. Zudem spielt es in der kontraktualistischen Formel sehr wohl eine Rolle, *wie* die unterschiedlichen Bürden auf die verschiedenen Individuen verteilt werden. (Scanlon 1999, 196) Denn generische Gründe, ein Prinzip zurückzuweisen, können auch aus den Notwendigkeiten der Konsistenz praktischen Überlegens und der damit verbundenen Werte entstehen. (Scanlon 1999, 220) Zumindest, so argumentiert Scanlon, kann ein Prinzip, das bei gleichen moralischen Ansprüchen erlaubt, die kleinere Gruppe zu bevorzugen, vernünftigerweise zurückgewiesen werden. (Scanlon 1999, 232) Vor allem aber bleibt ein großer Wertungsspielraum für moralische Argumentation und Rechtfertigungen.

Diese Form der Kritik Parfits lässt sich hier also nicht als Angriff auf die Konsistenz von Scanlons Kontraktualismus begreifen. Parfits Kritik verweist vielmehr auf eine metaethische Differenz, die aus einer unterschiedlichen Strategie gegen den Utilitarismus erwächst. Dies wirft uns zurück auf eine Frage, die zum Verständnis der unterschiedlichen Sichtweisen Scanlons und Parfits zentral zu sein scheint. Entscheidend ist, was damit ausgedrückt werden soll, wenn wir behaupten, dass eine Handlung nach der kontraktualistischen Formel falsch ist.

wäre. Falls diese Leben retten würde, könne der „Spender“ ein Prinzip, das es erlaubt, die Spende notfalls auch per Gewalt durchzusetzen, nicht zurückweisen. (OWM1, 362–366)

Scanlon kann auf den begrenzten Bereich der Moral, den er charakterisieren möchte, verweisen: Was wir einander schulden. Mit der Beibehaltung der Beschränkung impersonaler Gründe kann Scanlon lediglich behaupten, dass eine Handlung lediglich *prima facie* auch im nicht kontraktualistischen Sinne falsch ist. Damit ist die kontraktualistische Formel für die Feststellung von richtig und falsch im nicht kontraktualistischen Sinn lediglich ein Indiz, die zu keiner abschließenden Antwort führt. Alternativ und nach Parfits Ansicht sollte Scanlon das Verbot impersonaler Gründe fallen lassen. Dies würde dazu führen, dass man nun von der kontraktualistischen Formel auf Falschheit im allgemeinen Sinne schließen könnte.

Parfits Ansicht folgend ist dies ein Fortschritt. Von einem objektiv-wertbasierten Standpunkt lässt sich bei der Abwägung stets mit Sicherheit sagen, wer die *stärkeren* generischen Gründe hat. Aus der Perspektive gegenseitiger Rechtfertigung, die Scanlon im Sinn hat, stellt es sich jedoch als Rückschritt dar. Denn die Diskussion deontischer Gründe in moralischer Argumentation trägt den Preis der Unschärfe: Es kann verschiedene rechtfertigbare Ansichten dessen geben, was moralisch geboten ist. Diesen Preis kann Scanlon mit seiner Einschränkung – was zwischen Personen zählt – weitgehend vermeiden.

Diese unterschiedlichen Sichtweisen spiegeln sich auch in Scanlons metaethischer Position, die er in seinem zeitlich nach der Veröffentlichung von *On What Matters* erschienenen Werk *Being Realistic About Reasons* spezifiziert. Ein Gründerealismus, so führt Scanlon dort aus, führt keineswegs automatisch zur Objektivität moralischen Urteilens. (Scanlon 2014, 47–50) Ob eine bestimmte Tatsache einen Handlungsgrund erzeugen kann, hängt von der Beziehung zwischen Tatsachen, Handelnden, Umständen und Einstellungen ab. Diese Sichtweise trennt

ihn von Parfits moralischem Objektivismus. Scanlon argumentiert hier:

Whether a certain fact is a reason, and what it is a reason for, depends on an agent's circumstances. The fact that this piece of metal is sharp is a reason for me not to press my hand against it, but under different circumstances, it might be a reason to press my hand against it, and under still different circumstances, a reason to do something else, such as to put it into the picnic basket if I will later have reason to want it to cut cheese. This suggests that 'is a reason for' is a four-place relation. $R(p, x, c, a)$, holding between a fact p , an agent x , a set of conditions c , and an action or attitude a . (Scanlon 2014, 31)

Für Scanlon ergeben sich Gründe daher aus dem Zusammenspiel zwischen Akteuren und Kontexten. Dieses Element fehlt in Parfits Rekonstruktion. Die Interventionen und Modifikationen Parfits sind somit nicht lediglich Verbesserungen von Scanlons Kontraktualismus. Parfit ersetzt durch den Verzicht auf die impersonale und die individualistische Beschränkung Scanlons relationale Metaethik mit seiner eigenen Sichtweise. Diese Veränderung stellt sich nur für Vertreter einer objektiven, wertbasierten Moraltheorie als Verbesserung dar.

Diese Erkenntnis lässt sich in eine methodische Kritik ummünzen. Auf dem Weg zum Gipfel des Berges setzt Parfit bereits voraus, was er zeigen will, indem er nur vorgeblich vom Boden anderer Theorien seine Wanderung beginnt. Damit kann er aber nicht den Beweis antreten, dass eine solche Sichtweise der begrenzten, von Scanlon vertretenen, prinzipiell überlegen ist. Um ein beliebtes Argument von Parfit zu paraphrasieren: Die Modifikation von Scanlon ist ein interessantes Argument für sich selbst – aber sie ist nicht das, was Scanlon sagt oder meint. (Zu einer ähnlichen Kritik vgl. Henning 2012, 336.) Ob

Parfits Argument Erfolg hat, hängt damit davon ab, ob die objektiv-wertbasierte Betrachtung von Gründen einer anderen, wie etwa von Scanlon, überlegen ist. Wie im nächsten Abschnitt erläutert wird, lässt sich das vernünftigerweise bestreiten.

III. Unvereinbarkeit der Gründetheorien

Ob Parfits Reformulierung von Scanlons Kontraktualismus wirklich zu einer besseren philosophischen Theorie führt, wie Parfit behauptet, hängt daher davon ab, ob seine Theorie von subjektunabhängigen Gründen überzeugend ist. Um zur von Parfit vertretenen Version der Konvergenzthese zu gelangen, muss man also auch seine Auffassung von Gründen teilen. Hier lehnt Parfit alle Vermittlungsversuche ab. Dieser Abschnitt beschäftigt sich nun mit dieser Gründetheorie.

Der erste Unterabschnitt widmet sich dem theoretischen Fundament des Berges, dem objektiven, wertbasierten Begriff von Gründen. Kontraktualismus, Kantianismus und Konsequentialismus werden jeweils auf der Basis dieser Gründetheorie in eine Parfit'sche Version umgeformt, die sich zur Formulierung der Konvergenzthese eignet. In einem zweiten Abschnitt wird Parfits Argument gegen den Subjektivismus erläutert, das das zentrale theoretische Element von *On What Matters* ausmacht. Da dieses Argument analytisch nicht zwingend ist, öffnet dies die Tür zu einer Unvereinbarkeit der Gründetheorien, die im dritten Unterabschnitt Thema sein soll. Unvereinbarkeit soll hier bedeuten, dass es zwar nicht gelingt, Parfits Gründetheorie zu beweisen. Es lässt sich aber ebenso wenig zeigen, dass Parfits Auffassung falsch ist. Daraus ergibt sich eine schwächere Lesart der Konvergenzthese, die auf ihre regulative Funktion im Moraldiskurs abstellt.

1. *Die objektive wertbasierte Theorie von Gründen in On What Matters*

Die objektive, wertbasierte Theorie von Gründen ist die zentrale theoretische Schaltstelle, von der das Projekt Parfits abhängt. Für Parfit ist der Begriff des Grundes zentral mit der Sonderstellung des Menschen in der Welt verknüpft. (OWM1, 31) Handlungsgründe sind nach Parfit eines der großen komplexen Konstrukte in der Philosophie. Diese werden insbesondere dadurch ausgemacht, dass sie nicht definiert werden können, sondern dass lediglich ihre Begriffsverwendung in verschiedenen Theoriealternativen geprüft werden kann. (OWM1, 31) In einer sehr komprimierten Version behauptet Parfit, dass Gründe aus Tatsachen entstehen. Subjektunabhängig erkannte normative Wahrheiten sind als Tatsachen Gründe. Seine eigene objektive, wertbasierte Ansicht erläutert Parfit wie folgt:

[T]here are certain facts that give us reasons both to have certain desires and aims, and to do whatever might achieve these aims. These reasons are given by facts about the objects of these desires or aims, or what we might want or try to achieve. We can therefore call such reasons object-given. If we believe that all practical reasons are of this kind, we are Objectivists about Reasons, who accept or assume some objective theory. Object-given reasons are provided by the facts that make certain outcomes worth producing or preventing, or make certain things worth doing for their own sake. In most cases, these reason-giving facts also make these outcomes or acts good or bad for particular people, or impersonally good or bad. So we can also call these objective reasons and theories value-based. (OWM1, 45)

Nach Parfit sind Gründe also tatsächlich in der Welt. Da normative Wahrheiten Gründe induzieren können, haben wir auch

den gleichen intuitionistischen Zugang zu ihnen wie zu einem grundsätzlichen Verständnis, was Normativität ausmacht. Im Gegensatz dazu ist Rationalität nur eine Art prozeduraler Standard, der maßgeblich von unseren Überzeugungen abhängt. Überzeugungen, anders als Gründe, können falsch sein.

Rationalität in Parfits Sinne bedeutet, auf Gründe zu reagieren. Dabei sind jedoch nicht die tatsächlichen normativen Wahrheiten in der Welt maßgeblich, sondern nur unsere jeweilige Vorstellung von Tatsachen, deren Wahrheit uns einen tatsächlichen Grund geben würde. (Zur Diskussion vgl. Kiese-wetter 2012.) Die Theorie der Rationalität, die Parfit hier konstruiert, ist also gewissermaßen nichtnormativ. Rationales Sollen impliziert nicht das tatsächliche Vorhandensein eines Grundes. Wie Parfit erklärt: „There are relatively few beliefs whose rationality depends only on their content: or *what* we believe.“ (OWM1, 128)

Parfit konstruiert den Intuitionismus über normative Überzeugungen. Normative Überzeugungen sind rational, wenn sie auf vorgestellten Tatsachen beruhen, deren Wahrheit uns einen tatsächlichen Grund geben würde. Da diese Tatsachen jedoch auch erst einmal als normative Wahrheiten erkannt werden müssen, muss Parfit das logisch „erste“ Erkennen normativer Wahrheiten intuitiv konstruieren. Parfit behauptet: „We have *intuitive* abilities to respond to reasons and to recognize some normative truths.“ (OWM2, 544) Intuitionistisch argumentiert Parfit, weil er davon ausgeht, dass Begründungen und Wissen ultimativ auf Annahmen fußen, die nicht mehr durch weitere Annahmen ableitbar sind. Im intuitionistischen Modell ergibt sich diese nichtabgeleitete Form des Wissens aus selbst-evidenten Wahrheiten. (Stratton-Lake 2014) Das hat insbesondere zur Folge, dass Parfit auf eine Beweisebene verzichten kann, wenn es um die Rationalität von Überzeugungen geht:

These beliefs are about truths that are not empirical and contingent, but necessary. Undeserved suffering, for example, could not have failed to be in itself bad. For such normative beliefs to be rational, we do not need to have evidence that they match the actual world, since these beliefs would be true in any possible world. (OWM1, 129)

Die Rationalität von Überzeugungen ergibt sich also zunächst einmal auch intuitiv, ohne weitere Rechtfertigung. Diese intuitive Einsicht in die Rationalität von Überzeugungen modifiziert und durchbricht damit Parfits lediglich prozedural verstandenen Rationalitätsbegriff.

Parfit kombiniert den Intuitionismus in einem zweiten Schritt mit einem moralischen Objektivismus. Parfit behauptet also, dass die intuitive Einsicht in normative Wahrheiten auch stets zu subjektunabhängigen moralischen Urteilen führt. Dass es normative Überzeugungen gibt, die in jeder möglichen Welt wahr wären, verbindet ihn mit der monistischen Tradition des Intuitionismus, wie sie etwa bei Sidgwick und Moore vertreten wird. (Sidgwick 1874 [1967] und Moore 1903 [1993]) Bei beiden Autoren wird die Ethik auf einen fundamentalen Leitsatz zurückgeführt. Parfit steht damit im Gegensatz zu den pluralistisch verstandenen Intuitionisten, wie etwa Clark, Price, Prichard und Ross. (Stratton-Lake 2013, 338–339) Der entscheidende Unterschied zwischen beiden Traditionen ergibt sich aus dem Umgang mit ethischer Differenz. Während Parfit die Suche nach Übereinstimmung aller ethischen Theorien in *einem* Grundprinzip als wissenschaftlichen Gegenstand der Ethik begreift, gibt es nach anderer Ansicht eine gewisse Menge wahrer moralischer Prinzipien, die in einem ungeklärten Verhältnis stehen können.

Daraus ergibt sich nicht notwendigerweise ein Widerspruch im konkreten ethischen Urteilen. Vielmehr kann nach

der pluralistischen Ansicht die Objektivität der Abwägung nicht gewährleistet werden. Beispielsweise ist es auch nach Ross *prima facie* richtig, gute Folgen herbeizuführen, während es *prima facie* falsch ist, Schaden zu verursachen. Ross behauptet aber, dass es keine Sicherheit darüber geben kann, wie diese Pflichten gegeneinander abzuwägen sind. (Ross 1939, 188) Darüber kann es keine Objektivität, sondern nur wahrscheinlichere Optionen geben.

2. Das Argument gegen den Subjektivismus

Das entscheidende Argument bei Parfit ergibt sich aber nicht aus dem positiven Wert seines eigenen Vorschlags. Vielmehr geht es ihm um die Feststellung, dass subjektivistische Theorien falsch sein müssen. (Kritisch zu Parfits Definition des Subjektivismus: Sobel 2011, 66.) Wenn jede andere Art, Standards von Normativität zu formulieren, falsch sein muss, so scheint Parfit zu vermuten, gebe es keine andere Möglichkeit, als seine objektive, wertbasierte Sicht zu akzeptieren. Die Falschheit anderer Positionen spricht jedoch nicht notwendigerweise für die Richtigkeit der eigenen Position. Um die Struktur von Parfits Argument zu verstehen, ist es daher erforderlich, sowohl sein Argument gegen den Subjektivismus nachzuvollziehen als auch zu verstehen, warum es nicht halten kann. Nach Parfit behauptet der Subjektivismus, dass

[...]our reasons for acting are all provided by, or depend upon, certain facts about what would fulfil or achieve our present desires or aims. Some of these theories appeal to our actual present desires or aims. Others appeal to the desires or aims that we would now have, or to the choices that we would now make, if we had carefully considered all of the relevant facts. Since these are all

facts about us, we can call these reasons subject-given.
(OWM1, 45)

Parfit behauptet, dass die verschiedenen Versionen des Subjektivismus letztlich nicht die Struktur von Normativität erklären können. Oft schein es nur so, dass Subjektivisten substantielle Argumentationen vorbrächten – in Wirklichkeit seien die Aussagen tautologisch, da Subjektivisten den Begriff des Grundes personenabhängig definierten.³

Parfit argumentiert, dass Subjektivisten zukünftiges Leid nicht sinnvoll einbeziehen. Sie können nicht behaupten, dass man einen Grund hat, seine Hand von einer sich aufwärmenden Herdplatte zu nehmen. Für sie muss das Leiden gegenwärtig sein, damit es sich sinnvoll zu einem Grund ergibt. Zukünftiges Leiden ist nicht erfasst, da sich aus der sicheren Erwartung zukünftigen Leidens nicht notwendigerweise ein Wunsch ergibt, dieses Leiden auch zu vermeiden. Parfit misst den Subjektivismus damit an seinen eigenen Intuitionen bezüglich eines besonders wichtigen Falles: Weil die intuitive normative Wahrheit der Notwendigkeit des Vermeidens unnötigen Leidens nicht durch die Struktur des Subjektivismus reflektiert wird, muss er falsch sein. (OWM1, 73; dagegen argumentiert Lenman 2009.)

Die Form dieses Arguments wird durch seine Reaktionen auf subjektive Theorien gestützt. Wie Mark Schroeder in seiner Rezension von *On What Matters* resignierend vermerkt:

[...] according to him, few people who have ever contributed to the literature on metaethics even have the conceptual resources required to disagree with him. Bernard Williams, for example, turns out to lack the concept of a reason. John Mackie turns out to fail to

3 Parfit bringt dieses Argument sehr häufig und nicht nur gegen Subjektivisten vor, siehe oben die Kritik an Scanlon.

have thoughts about morality, rather than to believe that nothing is wrong. Christine Korsgaard lacks normative concepts. Simon Blackburn and Allan Gibbard's disagreement with Parfit? That's superficial, too – they don't have normative concepts either. I'm flattered to report that I am among the few metaethicists whom Parfit credits as sharing the required conceptual repertoire to disagree with him. But unfortunately for me, it turns out that we don't disagree either, because, according to Parfit, I don't believe my own view. His sole evidence for this? That I acknowledge the intuitive force of apparent counterexamples. (Schroeder 2011)

Der zentrale Vorwurf Parfits an die Subjektivisten ist der einer Tautologie. Wenn wir den Begriff des Grundes subjektabhängig definieren, können wir Normativität nicht erklären. Damit versucht er zu behaupten, dass die jeweiligen Autoren keine Konzepte von Normativität haben. Diese Art der Begründung beruht jedoch selbst auf einer Tautologie. Parfits Argument in anderer Form scheint zu behaupten, dass es objektive Gründe geben muss, weil es sonst keine objektive, subjektunabhängige Normativität gibt. Da die Gründe ja nur auf intuitiver Erkenntnis der jeweiligen normativen Wahrheiten beruhen können, ist dies ebenso tautologisch. Hinter beiden Positionen stehen jedoch Grundannahmen über die Subjektabhängigkeit der Normativität.

Um überzeugen zu können, müsste Parfits Theorie erklären, wie genau unsere Intuitionen wirken, wenn es darum geht normative Gründe zu erkennen. Darwall etwa kritisiert in seiner Rezension, dass

If calling something 'intuitive' just means that it is 'intuitively plausible', all we have is that it can strongly seem to us as if some normative claim we are considering is true. (Darwall 2014, 90)

Diese Kritik ist für das Verständnis Parfits zentral. Parfit würde vermutlich kurz und knapp antworten: *Yes, it's all we have*. Wenn Parfit aber nicht zeigen kann, warum das intuitive Erkennen normativer Wahrheiten zu einem subjektunabhängigen moralischen Urteil führen soll, dann besteht zwischen der Ablehnung subjektiver Theorien und seinem eigenen Objektivismus eine Erklärungslücke. Beide theoretischen Startpunkte sind auf Vermutungen gegründet, die mit Annahmen über die Funktionsweise von Rationalität zwar jeweils wahrscheinlicher werden können. Jedoch kann kein Paradigma im Parfit'schen Modell über seine Grundannahmen hinaus überzeugen.

3. Unvereinbarkeit von Gründetheorien

Akzeptiert man die jeweilige Begründungsmöglichkeit Parfits und der subjektivistischen Theorien, stehen am Fuß des Parfit'schen Berges zwei tautologische Startpunkte. Die Differenz dieser Startpunkte korrespondiert mit einer Unterscheidung, die oft als Differenz zwischen Humeanischen (subjektivistischen) und Kantischen (deontischen) Gründetheorien begriffen wird. Diese Diskussion ist eine zentrale Schaltstelle in der Geschichte der Philosophie und es scheint unwahrscheinlich, dass sie sich über die von Parfit geäußerten Behauptungen überzeugend auflösen lässt. Hier stellt sich *On What Matters* in jedem Fall nicht als großer Wurf dar. Parfit hat nicht zeigen können, dass jede Ansicht, die die intuitive Erkenntnis subjektunabhängiger Wahrheiten ablehnt, die Moral zu einem System von *arbitrary taboos* (Gibbard) macht. Smith etwa kritisiert, dass Parfit damit die Verbindungslinien zwischen beiden Theorieansätzen abschneide und ethischen Dialog erschwere. (Smith 2009, 121–24; dagegen argumentiert Suikkanen 2009, 13.)

Auf der anderen Seite gelingt es aber auch nicht ohne Weiteres, Parfits These zu entkräften. Weder Parfit noch die Vertreter der Gegenposition können zwingend die Fehlerhaftigkeit der anderen Theorien beweisen. Wenn sich das Verhältnis zweier verschiedener Anfangspunkte in der Gründetheorie nicht auflösen lässt, besteht zwischen ihnen Unvereinbarkeit. Das, so eine Schlussfolgerung des Beschriebenen, führt zu einer Unhaltbarkeit der Konvergenzthese im ursprünglichen Sinne. Parfit kann nicht zeigen, dass die drei Hauptströmungen der Moralphilosophie von unterschiedlichen Seiten den gleichen Berg besteigen.

Dieses Ergebnis macht die Konvergenzthese jedoch nicht obsolet: Auch, wenn sie nicht über alle Zweifel erhaben ist, enthält sie dennoch relevante Aussagen über eine bestimmte theoretische Konstellation. Akzeptiert man eine objektive, wertbasierte Sicht von Gründen, so können die drei wesentlichen Strömungen der Moralphilosophie konvergent sein, falls sie keine Einwände hervorrufen, die von der Gründetheorie unabhängig sind.

Diese schwache Form der Konvergenzthese fügt dem moralischen Objektivismus jedoch kein eigenständiges Element hinzu. Isoliert betrachtet scheint sie mehr ein Gedankenspiel zu sein, anstatt das Vereinigungsprojekt zu unterstützen. Aus der Perspektive eines Parfit'schen Objektivisten ist die Konvergenz moralischer Theorien und die Möglichkeit der Einigung ein Grundpfeiler des philosophischen Denkens. Für denjenigen, der keine objektive, wertbasierte Theorie von Gründen anerkennt, ist sie scheinbar leer. Warum sollte diese These also auch darüber hinaus für die wissenschaftliche Ethik von Interesse sein?

IV. Die regulative Funktion von Konvergenz

Eine mögliche Antwort (und eine alternative Deutung) kann auf die regulative Funktion der Konvergenzthese verweisen. Auch in der schwachen Form enthält sie eine substanzielle Aussage über eine bestimmte theoretische Konstellation. Wie im ersten Teil bereits angedeutet, lässt sich die von Parfit geforderte Objektivität auch auf einer nichtontologischen Ebene verstehen. Objektivität und Einheit können dabei als notwendige und technische Elemente eines systematischen Moraldiskurses auftreten, der eine kontinuierliche Auseinandersetzung über universelle Normgehalte zum Inhalt hat. Die von Parfit eingeführte Systematik und Universalität strukturiert den Diskurs über unsere moralischen Pflichten, indem sie eine stets präsente Teilung der Perspektiven beinhaltet. Auf der einen Seite ist der Diskurs stets partikular an bestimmte Diskursvoraussetzungen geknüpft. Auf der anderen Seite sind Universalisierung und mögliche Einigung ein notwendig mitgedachtes Ziel.

Eine schwache Konzeption der Konvergenzthese kann also für unsere Reflexion über moralische Verpflichtung sehr hilfreich sein. Sie setzt nicht als notwendige Bedingung voraus, dass sich die Konvergenz in der Theoriebildung einholen lässt. Die vorgestellte Möglichkeit der Wahrheit moralischer Urteile erlaubt das Projekt der Systematisierung der Ethik und gibt ihm die Richtung vor. Ähnlich Kants Beschreibung der regulativen Funktion der Vernunftideen ermöglicht die Beschreibung moralischer Wahrheiten eine bestimmte Form des Nachdenkens über moralische Verpflichtungen, die einem Relativismus verstellen bleiben.

Dieser Gedanke fängt die von Parfit geforderte Funktion der Konvergenz ein. Der Glaube an die Möglichkeit der Einigung gibt dem ethischen Diskurs Sinn. Die Suche endet nicht bei Parfit, und vielleicht wird sie überhaupt nicht enden. Auch

wenn die Einigung praktisch unmöglich erscheint, so ist doch die Möglichkeit einer Einigung wesentliches Element einer systematisch-wissenschaftlichen Ethik, die vom Kontext partikularer Lebensumstände abstrahiert. Als Zielvorstellung für eine nicht intuitionistische Diskursstruktur kann die Konvergenzthese daher auch bei Ablehnung einer subjektunabhängig objektiven, wertbasierten Theorie für die wissenschaftliche Ethik bedeutsam sein.

Literatur

- Blackburn, Simon. 2011. Morality Tale, *Financial Times*, verfügbar unter <http://www.ft.com/intl/cms/s/2/2bf7cf30-b9e1-11e0-8171-00144feabdco.html> (zugegriffen 17.05.2016).
- Darwall, Stephen. 2014. Agreement Matters: Critical Review of Derek Parfit's On What Matters, *Philosophical Review* 123 Nr. 1, S. 79–105.
- Henning, Tim. 2012. Buchbesprechung *On What Matters*, *Zeitschrift für Philosophische Forschung* 66 Nr. 2, S. 335–339.
- Kiesewetter, Benjamin. 2012. A dilemma for Parfit's conception of normativity, *Analysis* 72 Nr. 3, S. 466–474.
- Lenman, James. 2009. Naturalism without Tears, in *Essays on Derek Parfit's On What Matters* (hrsg. Jussi Suikkanen und John Cottingham), S. 21–38. Oxford, 1. Aufl. Wiley-Blackwell.
- Moore, George Edward. 1903. *Principia Ethica* (hrsg. Thomas Baldwin, 1993), Cambridge, Cambridge University Press.
- Parfit, Derek. 1984. *Reasons and Persons*. Oxford, 1. Aufl. Oxford University Press.
- . 2004. Justifiability to Each Person, in *On What We Owe To Each Other* (hrsg. Philipp Stratton-Lake), S. 67–89. Oxford, 1. Aufl. Blackwell.
- . 2011. *On What Matters*, Volume I and II. Oxford, 1. Aufl. Oxford University Press.
- Ross, William David. 1939. *The Foundations of Ethics*. Oxford, 1. Aufl. Clarendon Press.

- Scanlon, Thomas M. 1999. *What We Owe To Each Other*. Cambridge, 1. Aufl. Harvard University Press.
- . 2014. *Being Realistic About Reasons*. Oxford, 1. Aufl. Oxford University Press.
- Schroeder, Mark. 2011. On What Matters Volume 1 and 2, *Notre Dame Philosophical Reviews*, verfügbar unter <https://ndpr.nd.edu/news/25393-on-what-matters-volumes-1-and-2/> (zugegriffen 17.05.2016).
- Sidgwick, Henry. 1874. *The Methods of Ethics*, 7. Aufl. [1967] London, Macmillan.
- Sobel, David. 2011. Parfit's Case against Subjectivism, in *Oxford Studies in Metaethics Vol. 6* (hrsg. Russ Shafer-Landau), S. 52–78. Oxford, 1. Aufl. Oxford University Press.
- Smith, Michael. 2009. Desires, Values, Reasons, and the Dualism of Practical Reason, in *Essays on Derek Parfit's On What Matters* (hrsg. Jussi Suikkanen und John Cottingham), S. 116–143. Oxford, 1. Aufl. Wiley-Blackwell.
- Stratton-Lake, Philip. 2004. Introduction, in *On What We Owe To Each Other* (hrsg. Philip Stratton-Lake), S. 1–18. Oxford, 1. Aufl. Blackwell.
- . 2013. Rational Intuitionism, in *The Oxford Handbook of the History of Ethics* (hrsg. Roger Crisp), S. 338–357. Oxford, 1. Aufl. Oxford University Press.
- . 2014. Intuitionism in Ethics, *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, verfügbar unter <http://plato.stanford.edu/archives/win2014/entries/intuitionism-ethics/> (zugegriffen 17.05.2016).
- Suikkanen, Jussi. 2009. Introduction, in *Essays on Derek Parfit's On What Matters* (hrsg. Jussi Suikkanen und John Cottingham), S. 1–20. Oxford, 1. Aufl. Wiley-Blackwell.